



Ausweg in die Sackgasse

VON KAY DOHNKE

Dass es so nicht weitergehen kann, begreifen immer mehr Menschen: Öl in Motoren zu verbrennen, um nicht laufen zu müssen. Öl zu verheizen gegen Winter und Frost. Aus Öl Plastik zu machen und daraus kurzlebige, billige Wegwerf-Ware. Weg vom Öl, lautet deshalb das Motto, und da kommt auch schon die große Lösung – sie heißt bio. Wir essen nicht nur bio, wir tanken auch bio, stellen unsere Konsumgüterproduktion auf bio um und erzeugen unseren Strom ebenfalls bio. Der Umwelt und den künftigen Generationen zuliebe. Und unserem Gewissen.

Bio wird immer mehr als großer Ausweg angesehen, als goldener Weg. Der Slogan „Weg von der Ölchemie“ findet Zuspruch, allemal in der Öko-Szene. Weltweit werden jährlich etwa 250 Millionen Tonnen Kunststoff aus Erdöl hergestellt, samt starker Umweltbelastung bei der Produktion. Und was entsteht daraus? Meist keine langlebigen Güter. Milliarden Liter Öl strömen als Benzin oder Diesel durch den Tank von Millionen Autos. Da kommt es doch irgendwie gerade recht, dass findige Köpfe herausgefunden haben, wie man aus Pflanzen Kunststoffe herstellen kann.

Der beginnende Siegeszug von bio auch in diesen Bereichen ist überall zu sehen: Im Supermarktregal steht Actimel in Fläschchen aus Plastik auf Zuckerrohrbasis, Activia wird in Bechern angeboten, die aus Mais produziert wurden. Und das Mineralwasser Vio gibt es in der sogenannten Plant-Bottle, die zu 14 Prozent aus Biokunststoff besteht der – natürlich – auf Pflanzenbasis hergestellt ist. So weit, so gut, mag man denken, und Lebensmittel in Biokunststoff zu verpacken, ist ja ein beruhigender Gedanke. Absatzerfolge dürften den Herstellern zeigen, dass der Markt diesen

Schritt gutheißt. Wir sehen also erst den Anfang eines neuen Trends.

Auch an der Tankstelle ist das Vordringen von bio zu beobachten – an den Zapfsäulen für E10, ein Benzin, dem zehn Prozent Ethanol beigefügt sind. Raps, Mais, Zuckerrohr sind inzwischen beliebte Ausgangsstoffe für Biodiesel und Ethanol. Alternativ lässt man das Material verrotten, damit Biogas entsteht, das in Strom umgewandelt werden kann.

Und hier wird schneller erkennbar, dass der neue Trend zu bio ein großes, stark unterschätztes Problempotenzial beinhaltet. Zwar boykottieren viele Autofahrer den neuen „Ökosprit“, der die CO₂-Emission senken soll, doch geschieht das vor allem

Actimel füllt seinen Joghurt in Fläschchen aus Zuckerrohr, Activia gibt es in Bechern aus Mais.

aus Angst, der Motor könne den Kraftstoff nicht vertragen (Biodiesel hingegen – immerhin zu sieben Prozent herkömmlichem

Diesel beigemischt – wird ohne Vorbehalte getankt). Weit prekärer ist aber, dass das Ethanol aus Getreide und Zuckerrüben hergestellt wird, die so dem Nahrungsmittelsektor nicht mehr zur Verfügung stehen.

In Mexiko explodierte der Preis für Maisprodukte, als die USA angingen, den dortigen Markt leerzukaufen, um daraus im eigenen Land Biokraftstoff herstellen zu können (auf die Idee, den abstrus hohen Spritverbrauch amerikanischer Autos technisch abzusenken, kam niemand). Auch unsere heimischen Preise für Raps und Mais steigen, je mehr nachgefragt wird. Weltweit führt der Zugriff der Hersteller auf Lebensmittel als Industrierohstoffe zu steigenden Preisen sowie zum „land grabbing“, bei dem größere Anbauflächen aufgekauft oder auf lange Zeit gepachtet werden. Diese Areale sind der Lebensmittelproduktion entzogen, die örtlichen Kleinbauern haben das Nachsehen. Die angebauten agrarischen Rohstoffe werden exportiert, Umwelt- und Sozialprobleme aber bleiben vor Ort.

Auch die Börsen haben den neuen, vielversprechenden Geschäftsbereich Agrarprodukte längst entdeckt. Unabhängig von Nachfrage und Ernteertrag wird mit relevanten Rohstoffen spekuliert, was die



Preise noch weiter in die Höhe treibt, für Weizen, Mais und Zucker in den letzten sechs Monaten immerhin um 75 Prozent. Dahinter steckt auch die plausible Erwartung, dass die europäischen Märkte gerade erst am Anfang der neuen Trends stehen und künftig weit größeren Nachschub an Getreide und Pflanzenölen brauchen, um – tatsächlich die Umwelt zu schützen oder sich nur ein gutes Gewissen zu erkaufen?

Die Indizien mehren sich, dass bio hier gar nicht bio ist. Was bei uns vordergründig dabei helfen soll, die Umwelt zu schützen, nützt ihr gewiss nicht in jenen Regionen, in denen Mais, Raps, Zuckerrohr, Ölpalmen und andere sogenannte Energiepflanzen in Monokulturen angebaut werden und damit die natürliche Vielfalt von Pflanzen und Tieren stören. Monokulturen bedin-

Anzeige

Immer mehr Zuckerrüben gehen in die Bioethanolproduktion. Wer also weiter Zucker in seinem Kaffee will, muss ihn teuer den Spritproduzenten wegkaufen.

gen einen Rückgang der Biodiversität. Und Monokulturen bringen Probleme für Flüsse und Meere, denn in ihnen lässt sich inzwischen ein steigender Gehalt an Stickstoffen nachweisen – weil Energiepflanzen viel zu intensiv gedüngt werden.

Auch in anderen Ländern führt die Nachfrage nach Energiepflanzen zu Umweltproblemen, zum Beispiel in Indonesien

und Malaysia. Um mehr Ölpalmen anpflanzen und deren Öl für die Kraftstoffproduktion exportieren zu können, wird tropischer Regenwald gerodet. Proteste führten zwar dazu, dass ein Zertifizierungssystem installiert wurde, das ansatzweise überwachen und sicherstellen soll, dass keine neuen Flächen für die Erzeugung von Palmöl für die Biodieselproduktion gerodet werden. Doch lässt sich das durch einen Trick unterwandern, der „indirect land use change“ heißt: Palmöl für Biodieselproduktion wird per urkundlichem Nachweis in bereits bestehenden Plantagen erzeugt und darf exportiert werden. Seltsam nur, dass nun die komplette Produktion für diesen Zweck ausgeführt wird – Palmöl für die Lebensmittelproduktion kommt ohne Monitoring von neu angelegten Plantagen, für die sehr

Fotos: Bernd Lammel, Oliver-Sven Reblin



Wir sind umgezogen!

Deutscher Jagdschutzverband e.V. (DJV)
 Pressesprecher Torsten Reinwald
 Friedrichstraße 185/186
 10117 Berlin
 Telefon: 030/2091394 – 23
 Fax: 030/2091394 – 30
 E-Mail: pressestelle@jagdschutzverband.de
<http://djv.newsroom.de>





wohl weiter tropischer Regenwälder gerodet wird. Diese „indirekte Landnutzungsänderung“ ist vom bisherigen Überwachungssystem so gut wie nicht erfassbar.

Offenbar sind die jetzt und künftig entstehenden Märkte für Energiepflanzen in den Industrienationen so interessant, dass dringend umfassende Regeln nötig wären, um die globalen Folgen des industriellen Drucks auf die Landwirtschaft aufzufangen. Dass es diesen Druck gibt, ist auch in Deutschland vielen Akteuren klar. Doch die deuten gern mit dem Finger auf vermeintlich andere Verantwortliche. Als im Rahmen der E10-Debatte darauf verwiesen wurde, dass die angebliche – aber de facto gar nicht gegebene – CO₂-Minderung zu Lasten der Lebensmittelversorgung gehe, brachte das Bundesumweltministerium schnell den Flyer „Gute Gründe für mehr Bio im Benzin“ heraus, in dem die „Auswirkung von Bioethanol auf das Nahrungsmittelangebot äußerst gering“ genannt wurde. Nur auf „zwei bis drei Prozent der weltweiten Ackerflächen werden derzeit Energiepflanzen, aus denen u. a. Bioethanol hergestellt wird, angebaut.“ Und was postulierte die Deutsche Bank, als Josef Ackermann kürzlich als Symbolfigur („Mach dich vom Acker, Mann“) für die Spekulation mit langwirtschaftlichen Nutzflächen beziehungsweise Nutzprodukten in die Kritik geriet? Die Preissteigerungen bei Agrarrohstoffen seien vorrangig auf Wetterereignisse, die steigende Nachfrage aus den Schwellenländern, das veränderte Ernährungsverhalten sowie den wachsenden Bedarf an Biodiesel zurückzuführen. Der Verband der Deutschen Biokraftstoffindustrie hatte schon im Frühjahr quasi in vorausseilender Schadensbegrenzung per Pressemittei-

Um mehr Ölpalmen anpflanzen und deren Öl für die Kraftstoffproduktion exportieren zu können, wird tropischer Regenwald gerodet.

lung behauptet, Biokraftstoffe seien kein Grund für steigende Lebensmittelpreise.

Glaubhaft ist das alles nicht, denn selbst wenn der Marktdruck auf landwirtschaftliche Produkte derzeit noch gering ist – es besteht kein Zweifel, dass er stark wachsen wird. Actimel, Activia, Vio und viele Nachahmer sorgen schon dafür, auch wenn sie den Einsatz von Biokunststoffen gut meinen, weil er weniger schädlich als ölbasierter Kunststoff ist. Nur die benötigten Mengen werden dann endgültig zum Problem. Wie solche Mechanismen funktionieren, kann jeder Aldi-Kunde sehen: Dort – und auch im sonstigen Lebensmittelhandel – stiegen in diesem Herbst die Zuckerpreise stark an, da immer mehr Zuckerrüben in die Bioethanolproduktion gehen. Wer also Zucker im Kaffee haben will, muss ihn den Spritproduzenten teuer wegkaufen. Das kann aber weltweit nur eine kleine Minderheit.

Es ist ganz offenkundig, dass es bei der Umstellung industrieller Produktion auf umweltverträglichere Stoffe keine einfache Lösung gibt. Doch es gibt klare Maximen. Bio gehört ausschließlich auf den Teller – und sonst nirgendwohin, zumindest solange Lebensmittel für die vermeintliche Rettung von Umwelt und Klima erhalten müssen.

Im Kern ist das neue Bio-Problem vor allem ein Konsumproblem. In einer Massen(güter)gesellschaft hat jeder Austausch von Rohstoffen aufgrund der riesigen Mengen unausweichlich negative Begleiterscheinungen. Und bei nachhaltig und umweltverträglich hergestellten Produkten steckt der Teufel nicht im Detail, sondern in der schieren Masse. Die Entscheidung für langlebigere Produkte, die Einschränkung des Konsums und das Recycling vorhandener Materialien könnten aber dabei helfen, die Verwendung umweltschädlicher Stoffe und Produktionsverfahren zu reduzieren, ohne durch eine im Entstehen begriffene, aber aus ihrer Systemlogik heraus fehlgesteuerte Bio-Industrie gleichsam den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. □

Fotos: Sunarto/WWF Indonesia, naturepl.com/Juan Carlos Munoz

W&V, 16. November 2011

Danone stoppt Werbung für „umweltfreundlichere“ Joghurtbecher

Danone wird die Becher der Marke „Activia“ aus dem maisbasierten Kunststoff Ployactid nicht mehr als „umweltfreundlicher“ im Vergleich zum Vorgänger aus Rohöl bewerben. Seit April 2011 hatte der Lebensmittelkonzern die Becher so bezeichnet. Die Deutsche Umwelthilfe hatte gegen diese „irreführende Werbung“ wegen „Verbrauchertäuschung“ Klage eingereicht.

Kay Dohnke, lebt als freier

Journalist in Hamburg und hat sich auf Nachhaltigkeitsthemen spezialisiert.